

In sonnigen Gründen.

Eine Liebesgeschichte von Lene-Lotte Winfeld.

An der Ecke des Gartengitters, wo der lichte Graben sich zwischen der Straße und die Wiesen schob, stand ein Telegraphenmast.

Er hatte noch Anderes zu thun, als die dünnen Drähte hoch oben in der Schwebe zu halten. Jeder Mensch, der über den schmalen Steg den Graben passierte, griff nach dem starken Pfahl, um sich an ihm auf die steil emporstrebende Straße zu ziehen.

Die lange, graue Stange verweigerte Keinem ihre Hilfe. Nur wurde ihre summenbe Stimme zuweilen etwas lauter, wenn es gar zu geriege Hände waren, die nach ihr sahten. Dann wieder brumnte sie beinahe beglücklich, wenn schüchtern, kleine Händchen sie berührten.

Sie hatte den Drähten, die von ihr weg in weite Fernen liefen, viel zu erzählen. Was sah sie Alles von ihrem erhöhten Standpunkt aus!

Wie der Sturm, der ihr nichts anhaben konnte, seine wirbelnden Hände nach den jungen Bäumchen streckte, die sich schlaudemüthig vor ihm neigten. Wie er die trotzig aufgeredeten Zweige der knorrigen Pappel brach, das es knackte, und dann urplötzlich stillschwieg, um dem sammtlichen Fall der Schneeflocken zu lauschen, die sein Ungeheuer aus ihrem Wolkenbett gerüttelt.

Und nun das Lenzgen drüben in den sonnigen Gründen jenseits des Grabens! — Zuerst nur ein paar verschleierte, erschrockene Blattspitzen. Im Nu aber ein schillerndes Schleierspannen — grün-golden — über die ganze Halde.

Bald darauf leuchtet es allenthalben roth und weiß und blau im Grün. Nicht Blumen bringen die Farbtropfen in das strahlende Bild. Kinder sind's, spielende Menschen, deren Hände beim frohen Hinunterflattern ins Thal nur flüchtig die haltbetende Stange gestreift.

Der erzählende Pfahl begann plötzlich wohlwollender denn je zu brummen. Ein paar zarte Frauenhände umklammerten ihn — so fest, als zielten sie das Glück. Ein paar fehnüchlig — bunte Augen schauten über den Graben hinweg in die sonnigen Gründe, wo die Sonntagsgläubigen vieler lustwandlender Menschen zum Licht aufglänzten.

Aber die schmalen Füße der Frau wurzelten scheinbar auf dem winzigen Fleck neben dem Pfahl. Der weißste Stieg über den Graben lodte vergehen.

„Sie wartet“, brumnte der Telegraphenmast. „Argendwer soll aus dem goldenen Thal über den weißen Stieg zu ihr kommen.“

„Wir wissen, wir wissen!“ misperkten die Drähte. „Wir trugen heute früh eine Botenschaft zu ihr, eine Sonntagsglückseligkeit. — Du weißt doch, daß heut' Sonntag ist?“

Die Stange summite ein verlegenes „Nein“. — Darum also waren in der Frühe Glodentlänge über die gelben Wege gewandert und hatten das ferliche Glänzen über die schweigenden Gründe getreitet. War nicht in den Mienen, im Thun und Lassen der Spaziergänger dort unten etwas Neues, gleichsam Bekreites?

Jetzt lösten sich zwei winzig erscheinende Gestalten aus dem bunten Schwarm. Hand in Hand traten sie auf den hellen Pfad, der sie liebevoll aufnahm.

Die wartende Frau auf der Anhöhe erkannte die beiden. In jähem Schreck stießen ihre Hände den Pfahl los. Beinahe wäre sie die Böschung hinab ins Wasser gestürzt. Zitternd lebte sie sich an den sie tröstend stützenden Pfahl. Ihre Augen weiteten sich in Entsetzen.

Das also war der Sinn des Lelegramms: „Erwarten Sie mich heute. — Ich hoffe, mein Glück in den sonnigen Gründen zu Füßen Ihrer Höhe zu finden.“

Lisa, ihre junge Schwester, mit der er jetzt Hand in Hand den Parkweg durchschritt, war dies Glück. Ihr hatten alle Huldigungen, ihr die freudlichen Plauderstunden gegolten.

Frau Leona's weißgewordene Lippen prehten sich in bitterem Weh aufeinander. Alles, was seit Monaten unter dem Sonnenschein der Liebe in ihr begraben, ihre Willensschwermuth, ihr Haben mit dem Gesicht, ihre Sucht, sich selbst zu quälen, erlebte in dieser Minute ein trauriges Auferstehen.

Ob sie noch wagen dürfte, den Rückweg zum Hause anzutreten? Aber man hatte ihr helles Kleid auf dem hochgelegenen Platz sicher schon bemerkt. — Die junge Frau senkte müde das Haupt. Wie würde sie es tragen, Reinhold in den Armen der Schwester zu sehen? — Darum wollte Lisa auch durchaus auf die Halde, die Leute in ihrem Festtagsputz zu bewundern. Wie gut, daß sie nicht mitgegangen.

zufrieden surrenden Pfahl beschwichtigend zu.

Die beiden, froh nebeneinander Schlendernden waren jetzt dicht an den Stieg gekommen. Lisa schwenkte lachend einen Strauß Veilchen der Schwester entgegen.

Der Mann mit dem strahlenden Gesicht zog tief den Hut. Leif' erhaunt, bemerkte er Lona's müdes Kopfschütteln, ihr müdes Gesicht, dessen Farbe sich dem Ton des weichen Gewandes anpaßte.

Aber das Glück in Reinhold's Seele durchbrach siegreich wie die Sonne die Sorgenwolken. Er schritt zuerst über den Stieg und reichte dann Lisa die Hand. Sie behielt sie lächelnd in der ihren.

„Gestatte, liebe Lona,“ rief sie übermüthig der etwas hochstehenden Schwester zu, „daß ich dir meine —“

Sie verstummte erschrocken. Lona hatte eine heftig abwehrende Bewegung gemacht und war rasch rückwärts auf die Straße getreten, den Pfad für die beiden Emporklimmenden frei zu geben.

Reinhold und Lisa berührten nur flüchtig die sich ihnen darbietende Stange. Befremdet schauten beide auf die blasse, stumme Frau vor ihnen. Lisa, die blonder, runder, beweglicher war, als ihre Schwester, hatte schon Thränen des Unmuths in den Augen.

„Haben Sie keinen Willkomm für mich, Frau Lona?“ fragte der Mann, und in seiner Stimme zitterte ehrlicher Gram. „Ich hoffe, Sie mit Lisa in den sonnigen Gründen drüben zu finden, überwand aber meine Enttäuschung, als ich Sie auf Ihrer einsamen Höhe wartend stehen sah. Und nun? — Freuen Sie sich gar nicht?“

Auf Lona's Lippen trat ein Lächeln, das in seiner weichen Gemüthsheit den beiden sie aufmerksam Betrachtenden ordentlich in's Herz schnitt. „Aber gewiß freue ich mich“, murmelte sie.

Lisa warf sich weinend an der Schwester Brust. „Du bist krank, Lona — was ist bloß geschehen? — Und gerade heut!“

Sie fühlte das Zucken der feinen Gestalt in ihren Armen und wandte sich hilflos nach Reinhold um. — Der stand mit finster zusammengekniffenen Brauen und starrte in das dunkle Wasser des Grabens, auf dem der lachende Abglanz des Himmels lag.

„Dann kann ich also wieder gehen, Frau Lona,“ sagte er endlich in heiserem Tone.

Im Nu brachten Angst und Liebe zu Lisa die junge Frau zur Besinnung.

„Verzeihen Sie mir, Reinhold,“ sagte sie bittend, „ich wollte Euch wirklich das Fest nicht verderben. — Sie werden doch Lisa heut' nicht allein lassen!“

„Nicht?“ fragte das Mädchen in hellem Erstaunen, „aber er kommt doch zu Dir!“

Auf Frau Lona's Gesicht wechselte in jäher Folge die Farbe.

„Du selbst hast ihn doch vorhin als Deinen Verlobten vorgestellt,“ stammelte sie.

Die beiden Anderen schauten sich eine Sekunde verblüfft an. Dann lachten sie. Lachen, daß sich die alte Telegraphenstange veranlaßt fühlte, zu den perlenden, hell und bunten gefärbten Tönen eine extra starke Brumm-Begleitung anzustimmen. Und die schwanken Drähte hoch oben bligten vor Vergnügen.

Reinhold nahm Lona zärtlich in die Arme.

„Als ihren Schwager wollte mich der Uebermuth dir vorstellen,“ sagte er, „ist dir das recht?“

Er wartete keine Antwort ab, sondern drückte die Erglühende innig an sich.

Sie gingen zu Dreien dem Hause zu. Das befriedigte Summen des Telegraphenmastes lönte ihnen nach.

— Noch einmal schaute Reinhold zu den Wiesen zurück, auf deren Sammelgründe die Sonne Triumphe feierte.

„Dort wolltest du mich nicht erwarten, Lona. Nun laß mich die sonnigen Gründe in deiner Seele finden.“



Sie: „Ich habe einen fürchterlichen Schnupfen.“ Er: „Aber wie gut er Ihnen steht!“

In der Stadt des Marmors.

Diesmal habe ich in Genua etwas Neues gesehen. Was sieht man da gewöhnlich? Nun, ungeheure monumentale Marmortreppen, die einen zu der Ansicht drängen, daß zur Zeit der Doria und des Piesco die genuesischen Patrizien auf ihren Treppen speiseten, saßen, schliefen und sonst keine Räume nötig hatten; sodann enge Gassen, die unten mit wimmelndem Volke und Gerüchen von Käse, Wein und Schweiß, oben mit ebendenselben Gerüchen und trocknender Wäsche angefüllt sind; ferner einen großen Leuchthurm und einen Hafen voll von rauschenden und ruhigen Dampfern; endlich herrliche Ausichten von den Bergeshöhen auf Häuser und Meer.

Diesmal gab es ein besonderes Schauspiel: durch die engen Gassen ging eine Prozession; voran Waisenkneben mit ihren geistlichen Hütern, dann drei verschiedene Schaaren von Mönchen, worunter nur die Kapuziner nennbar sind, denn sie kenne ich an ihren Kapuzen und Bärten, dann endlich der Erzbischof ganz von Gold strahlend, eine fuhhohe goldene Mütze auf dem Kopfe, den silbernen Krummstab in der einen Hand, während die andere ohne Aufhören segnende Bewegungen machte, zu guter Letzt ein herrlicher großer silberner Reliquien-schrein, dahinter frommen Herren im Frack, ängstlich bemüht, das von den Kerzen in ihren Händen träufelnde Wachs von ihren Feiertagsjosen abzuhalten.

Da in Frankreich die Prozessionen verboten sind, sieht man so etwas mit Interesse. Die Franzosen sind rabiate Menschen und springen gern von einem Extrem in's andere, wobei sie sich in's eigne Fleisch schneiden. Denn da sie die religiösen Umzüge verboten haben, mühen sie das Prinzip der Gleichheit gelten lassen und alle anderen öffentlichen Umzüge ebenfalls verboten. Darum wurden neulich die höchst friedlichen und gesehnten Wäler und Ritter zahlreicher Familien auseinandergejagt, als sie sich zu einem öffentlichen Zuge versammelt hatten, und darum — sowie freilich auch aus anderen Gründen — gibt es in der französischen Republik weniger öffentliche Straßen- und Versammlungsfreie als in den meisten anderen europäischen Ländern. Ich kann mir keinen Feindenter vorstellen, der gegen die religiösen Umzüge etwas einwenden könnte, sobald man ihm selbst den nämlichen Späß erlaubt und ihn mit seinen Gefinnungs-genossen Fahnen und sonstige Insignien durch die Straßen tragen läßt. Das Straßenbild und das öffentliche Leben gewinnen durch solche Schauspiele ungemein, und was in den engen Gassen von Genua möglich ist, kann doch auf den breiten Straßen von Paris nicht als verkehrstörend verwiesen werden.

Die Genueser machen sich, wie es scheint, nicht sehr viel aus solchen Dingen. Die Polizei kümmert sich nicht darum, und vom Volke bleiben so wenige stehen, daß man sich bequem durchwinden konnte. Die meisten Passanten nahmen den Hut ab, sehr viele aber befielen ihn auf dem Kopfe, und weder das eine noch das andere Verfahren fiel auf oder beleidigte gar. Von dem Pompe religiöser Umzüge in Spanien gab diese genuesische Prozession nur ein sehr schwaches Echo. Mir fiel der Frohsinn und die Heiligkeit in Sevilla ein; alle Straßen, wodurch die Prozession geht, werden von Dachrand zu Dachrand mit großen Plandütern überdeckt, damit Sonne oder gar Regen nicht schaden können; aus allen Fenstern hängen bunte Teppiche und Tücher, auf den Ballonen stehen Blumen, Gewinde von Pflanzen und Blumen ziehen sich von Fenster zu Fenster, die Straßen sind vollständig in festliche Theateräume, die Fenster und Balkone in Logen und Galerien verandelt; das Straßengestänge ist mit kleinen Ziegen bedeckt, welchen beim Zerischen ein harziger Wohlgeruch entströmt; alles kniet nieder, niemand bleibt bedecken Hauptes, wenn die Prozession vorüberzieht; nicht eine, sondern dreißig oder vierzig Statuen von Madonnen und anderen Heiligen werden im Zuge getragen, und alle diese Figuren sind vermaßen mit Kleinodien behängt, daß man von ihnen überhaupt sonst nichts sieht als glitzerndes Geschmeide, Edelsteine und Perlen.

Wahrscheinlich sind die Prozessionen in Italien schon seit mehreren hundert Jahren nicht mehr so prächtig und eindrucksvoll wie in Spanien. Trotzdem müssen aber unter der päpstlichen Herrschaft die öffentlichen Feiern der Kirche von großartiger Pracht gewesen sein, und ich für meinen Theil bedauere sehr, daß uns solche Schauspiele in Rom nicht mehr geboten werden, die im Grunde ihres Herzens bebauern, daß die ewige Stadt nicht mehr dem Papste gehört, sondern nun mit aller Gewalt aus dem ergreifendsten, mächtigsten und erhabensten Denkmal kultureller Größe in eine moderne Großstadt mit breiten Straßen, Automobilen und nunmehr sogar Weltausstellungen verandelt wird. Doch davon werde ich später zu erzählen haben; in diesem Briefe will ich

Sie nicht weiterführen als bis zur Marmorstadt Carrara.

Eigentlich liegen da sechs oder sieben Marmorstädte bei einander, aber die bekannteste ist doch Carrara, und wähle ich sie zum Ziele eines seit Jahren geplanten Ausfluges. Schon vier oder fünfmal bin ich auf dem Wege von Genua nach Pisa hier vorübergekommen und neben den unzähligen entzückenden kleinen Fischerhäfen und Felsenestern der Riviera del Levante reizten mich stets die aus der Ferne wintenden schneeweißen Bergeshalben, die man im ersten Augenblick wirklich für Schneefelder und Eisgletscher hält, bis man sich darauf besinnt, daß hier die Marmorbrüche von Carrara und Carravazza ausgebeugt werden. Um die rechte Wahrheit zu sagen: ich hätte nichts dagegen, wenn diese Marmorberge bald abgegraben wären und wir auf eine so bequeme Art von der Statuomanie befreit würden, welche auch das kleinste Städtchen nicht mit seinem langweiligen Denkmal verschönt. Inbessenen würde uns das doch nicht viel helfen, denn die Bronze bliebe übrig und auch aus Kalkstein und unzähligen anderen Steinarten kann man lebensgroße und kolossale Staatsmänner, Krieger, Fürsten, Dichter und alles andere meißeln. Das Material ist also nicht unser Feind, zumal man aus ihm auch treffliche Treppenstufen, Kaminplatten, Waschtische, und — was man in Carrara sehen kann — ganz gewöhnliche Arbeiterhäuser fertigen kann.

Wir stehen dem Marmor mit einem thörichten Vorurtheil gegenüber. Wenn man uns saß, in der Stadt Carrara seien alle Häuser aus Marmor gebaut, so sehen wir im Geiste ein ideales Anwesen von Palästen mit monumentalen Säulenhallen, Portalen, Treppen, Statuen. In Wirklichkeit gibt es in Carrara auch thörichtlich mehr von diesen schönen Dingen als sonst in Landstädtchen mit 15,000 Einwohnern, aber im großen und ganzen ist die Stadt nicht monumentaler als andere Städte auch, und obgleich die allermeisten Hausmauern gewöhnlich und wahrhaftig aus dem ebendenselben Carrarischen Marmor gebaut sind, machen sie je nach den Umständen ihrer Besitzer oder Bewohner einen reichen, wohlhabenden, mittelmäßigen, armen oder gar lumpigen Eindruck; denn selbstverständlich sind sie nicht von herrlichen Säulen oder auch nur von mächtigen Blöden, sondern von dem kleinen Kropfgewölbe, dem Abfall der Steinbrüche, aufgeführt und wie anderswo bald mit einem Kalkbewurf bekleidet, bald von der aus Staub und sonstigem Schmutze bestehenden Patina der Jahre bedeckt, so daß man schon genau hinschauen muß, wenn man die Natur des Steines feststellen will.

Aber wohlhabend scheint die Bevölkerung von Carrara allerdings zu sein. Sie erinnert so an gewisse andere Landstädte, die sich einer konturlosen Spezialität erfreuen und damit einen nicht gewöhnlichen Grad von Wohlstand erreichen. Die Sige der deutschen und damit beinahe der mondialen Ahaufschleiferei Oberstein und Jbar befinden sich im gleichen Falle wie Carrara; es giebt da eine verhältnismäßig große Anzahl reicher Leute, und auch der Arbeiter hat sein gutes und sicheres Auskommen. Damit gewinnt er dann auch ein freies und stolzes Auftreten, das in Carrara sehr auffallen ist. Man denkt an Geibels Rheinbild: „Die Männer so frei und die Jungfrauen so stolz, als wär es ein abis' Geschlecht.“ Vielleicht hat der Beruf damit etwas zu thun, daß alle die jungen Leute, die am Sonntag Nachmittag den Platz und die Straßen von Carrara füllen, so frei und stolz einhererschreiten. Man sieht kaum einen häßlichen oder mißwachsenen Menschen. Männer wie Frauen zeichnen sich durch schöne Gestalten und Gesichter aus. Da nun schon seit zweitausend und mehr Jahren der Marmor in Carrara gebrochen und bearbeitet wird, und da die Bildhauer schöngebackener Menschen als Modelle bedürfen, so kann man sich ganz gut ausmalen, wie Carrara als Sammelplatz schöner Jünglinge und Mädchen im Laufe dieser vielen Jahrhunderte die Heimath einer besonders gut gerathenen Rasse werden mußte, und man wundert sich nicht mehr, wenn man ein junges Mädchen wie eine Statue vor sich her schreiten sieht oder wenn die Wasserschöpferinnen und Trägerinnen am Brunnen immer wieder an bekannte Statuen erinnern. Von alter Volkstracht ist aber nichts mehr zu bemerken, abgesehen von den oft bunt bestickten Pantoffeln mit Holzsohlen und hohen Abfüßen, und einige alte Frauen ausgenommen, die den großen goldenen Ohringen, dem bunten Kropfputz und den farbigen Röden treugeblieben sind. In der Stadt selbst sind diese letzten Reigen der verschwundenen Tracht sehr selten, dagegen sieht man sie häufiger in den Dörfern der Umgegend, fast alle hoch in den Felsengebirgen gelegen und auf Wegen zu erreichen, die wunderbare Blicke über die nahen Weinlauben und Olivenhaine, die ferneren Pinien- und Eichenwälder, die fahlen Gipfel, die fruchtbare Ebene und das leuchtende Meer bieten.



Dame: „Sagen Sie mal, Herr Doktor, glauben Sie an ein „zweites Gesicht“?“ Herr: „Unter der Schminke — ja wohl!“

Ich gestehe, daß ich meine Leser am liebsten auf einem solchen Spaziergange mitnehme, aber wenn man in Carrara ist, muß man vor allen Dingen von Marmor reden, so fauer einen das auch ankommt. Sauer ist nicht das rechte Wort, durstig sollte ich sagen. Mir dörst sich Gaumen und Zunge trocken zusammen, wenn ich an die Marmorbrüche denke! Als gründlicher Mann begann ich den Besuch an einem der dreißig oder vierzig Lagerplätze in der Stadt, wo Hunderte von großen und riesigen Marmorblöden dem grünen Grase die Griften schmälern. Ein überaus staubiger Weg oder vielmehr eine durch knietiefen blendend weißen Staub gewühlte Wagenspur leiten neben einem raschen Bache steil zwischen hohen Bergen hinauf zu den Brüchen. Alle hundert Schritte ist die Wasserkraft des Baches zu einer Marmorfägemühle benützt, worin die Blöde gleichzeitig von zehn oder zwölf Sägen in ebensoviele dünne Platten zerschnitten werden. Nicht die eiserne zahnlöse Säge, sondern der immerfort mit reichlichem Wasser zufließende Sand besorgt das Zerschneiden des Steines. Bald begegnen uns die ersten Marmorarren und zwingen uns zum achtungsvollen Ausweichen, denn auf dem steilen, holprigen Knüppelung krachen und schwanen die Karren so heftig, daß uns Laien dabei recht übel zu Muth wird. Inbessenen gewöhnt man sich an alles, und weiter oben haben uns der Staub, das blendende Glitzern des Bodens und der ganzen schneeweißen Umgebung und die brennende Sonnengluth so apathisch gemacht, daß wir die Karren nicht an uns vorüberlassen, ohne auf die Seite zu springen. Besagte Tapferkeit hat allerdings noch den anderen guten Grund, daß zur Linken gleich neben der Wagenspur die Marmorauer senkrecht ansteigt, während zur Rechten der Bach sein tiefes Bett gewühlt hat.

Unten werden die Karren gewöhnlich von zwei starken Ochsen und einem kleinen Esel gezozen, welches die schwereren Thiere zu leiten und zu führen scheint. Ganz oben aber fahnen uns Karren mit zehn Ochsen entgegen. Die Thiere sind fast alle röhlich stahlgrau und haben meist sehr große, weit abstehende Hörner. Wo der Weg steil abfällt, werden nur zwei Ochsen und der Leitstiel im Gelpann gehalten, und als Bremse werden hinten bis zu fünf und sechs Marmorblöde angeketlet, deren Größe und Schwere sich nach der Ladung richtet. Diese Blöde schleifen nun auf dem Boden hinter dem Karren her, und man kann sich denken, daß dadurch der sogenannte Weg greulich aufgerissen, der weiße Staub gewaltig aufgewirbelt und der Spaziergänger einbringlich bewogen wird, seine Knochen in Acht zu nehmen. Denn der letzte einer solchen Kette von fünf Bremsblöden schleift zehn oder fünfzehn Meter hinter dem Karren her, und zwischen ihm und dem Karren poltern und stäuben die anderen.

Selbstverständlich wimmelt es allenthalben von Menschen mit Hebeisen, Hämmern und Meißeln, und ohne Unterlaß hallt das Pochen, Schreien, Peitschentralen an den marmornen Schülften wieder: ein sehr anziehendes und lebendiges Bild, wenn nur nicht alles so furchtbar weiß wäre, wenn einem die Augen nicht so wehe thäten, wenn man nicht innen und außen mit Staub angefüllt und bedeckt wäre. — Wenn es, um die ganze Wahrheit rein heraus zu sagen, jetzt hier ein schönes kühles Wirthshaus mit schäumendem Biere gäbe. Es gibt keins, und der Gedanke, daß anderswo so etwas existirt, erhöht unsere Unlust: mit anderthalb Kilo Marmorstaub auf Schuhen und Kleidern und mit nicht viel weniger in Mund, Kehle und Wangen treten wir den Rückzug an und schlängel uns vorsichtig an den gefährlichen Bremsblöden vorbei.

Gehe ich mich aber zum Biere flüchtend, das ich mir durch die Schilberung und Erinnerung neu verbien zu haben glaube, muß ich ordnungsmäßig berichten, daß diese uralte pittoreske Art der Beförderung der Blöde aus den Brüchen zu Thal heute nur noch für einen kleinen Bruchtheil der ganzen Produktion angewendet wird. In die großen Brüche führen heute Eisenbahnlirnen hinein, und besonders mächtige und schwere Blöde werden überhaupt nicht mehr umgeladen, sondern laufen auf dem nämlichen Waagon aus dem Steinbruche bei Carrara bis in den Güterbahnhof in Paris oder München — München! Da haben wir es wieder! Sie müssen sich schon entschuldigen: der Marmorstaub muß weggespült werden, und das besorgt man am besten mit der Birra di Monaco. Karl Eugen Schmidt

Ich gestehe, daß ich meine Leser am liebsten auf einem solchen Spaziergange mitnehme, aber wenn man in Carrara ist, muß man vor allen Dingen von Marmor reden, so fauer einen das auch ankommt. Sauer ist nicht das rechte Wort, durstig sollte ich sagen. Mir dörst sich Gaumen und Zunge trocken zusammen, wenn ich an die Marmorbrüche denke! Als gründlicher Mann begann ich den Besuch an einem der dreißig oder vierzig Lagerplätze in der Stadt, wo Hunderte von großen und riesigen Marmorblöden dem grünen Grase die Griften schmälern. Ein überaus staubiger Weg oder vielmehr eine durch knietiefen blendend weißen Staub gewühlte Wagenspur leiten neben einem raschen Bache steil zwischen hohen Bergen hinauf zu den Brüchen. Alle hundert Schritte ist die Wasserkraft des Baches zu einer Marmorfägemühle benützt, worin die Blöde gleichzeitig von zehn oder zwölf Sägen in ebensoviele dünne Platten zerschnitten werden. Nicht die eiserne zahnlöse Säge, sondern der immerfort mit reichlichem Wasser zufließende Sand besorgt das Zerschneiden des Steines. Bald begegnen uns die ersten Marmorarren und zwingen uns zum achtungsvollen Ausweichen, denn auf dem steilen, holprigen Knüppelung krachen und schwanen die Karren so heftig, daß uns Laien dabei recht übel zu Muth wird. Inbessenen gewöhnt man sich an alles, und weiter oben haben uns der Staub, das blendende Glitzern des Bodens und der ganzen schneeweißen Umgebung und die brennende Sonnengluth so apathisch gemacht, daß wir die Karren nicht an uns vorüberlassen, ohne auf die Seite zu springen. Besagte Tapferkeit hat allerdings noch den anderen guten Grund, daß zur Linken gleich neben der Wagenspur die Marmorauer senkrecht ansteigt, während zur Rechten der Bach sein tiefes Bett gewühlt hat.

Folgende, ursprünglich aus Frankreich stammende Netzen entbehren nicht gänzlich des Humors, und wer zur Schadenfreude Anlage hat, der ist seine einfache Hausmannstoft mit doppelter Befriedigung, nachdem er erfahren, was den Verdauungsorganen die Leute zugemuthet wird, denen „feine“ und namentlich theuere Speisen ein Bedürfnis sind. Ich finde in einer Schweizer Zeitung das nachstehende: Die Nahrungsmittelverfälschungen bieten ein fast unerhörtes Thema, dem noch immer neue Seiten abgewonnen werden. Wie unerquicklich seine Erörterung auch sein mag, so wirkt doch die Freiheit und der große Aufwand an Scharfsinn seitens der Fälscher fast komisch. Man denke sich z. B. eine gewöhnliche Leberpaste in eine ganz feine Straßburger Gänseleberpaste umgewandelt mit Hilfe von Borax und Salicylsäure und kleiner, ganz fein gehackter und geschid verfeinerter Stücken schwarzer — Seide, welche die Trüffel darstellen. Der „Cosmos“ verbißt ferner die Thatsache, daß unter der Bezeichnung eines Büchchenhummers Weichtheils von Tintenfischen und Krabben verkauft werden, die in Zinnbüchchen, mit einer großartigen farbigen, einen herrlichen Hummer darstellenden Einlage eingeleget sind. Wie viele Leute mögen vielleicht schon über die Feinschmecker die Aehel geuckt haben, die 4 bis 5 Fr. für einen lebendigen Hummer bezahlen, während man einen solchen konservirt doch für die Hälfte haben könnte. In Paris bilden betänlich seit neuerer Zeit die Schnecken ein beliebtes Nahrungsmittel, und trotzdem diese Thiere doch nicht so sehr selten und kostspielig sein können, da nur das Suchen zu bezahlen ist, haben sich die Fälscher alsbald auch ihrer bemächtigt, indem sie sie mit Pfeffer- und Rinderlungen verfeigten. Es werden sogar auf diese Weise Schnecken geradezu fabrizirt, indem alte Gehäuse, die von neuem mit Fett und Schleim überzogen werden, mit Lunge gefüllt werden. Das Kunstprodukt wird dann als Burgunderfleisch von feinsten Qualität verkauft. Gerade die Feinschmecker werden in Paris überhaupt nicht selten an der Nase herumgeführt, und das ist der Humor davon. Liebhaber von frischen Hahnenkammen z. B. werden mit einem Surrogat betrogen, das künstlich aus den Häuten des Schweinebarnes ausgeschmitten ist. Das Eosin, ein aus dem Steintohlensteiner gewonnener Farbstoff, dient auch zum Nachfärben mangelhafter Krebse. In Amerika sollen Fabriten bestehen, die sich mit der Umwandlung gewöhnlicher Heringe in Sardinen beschäftigen. Die kleinsten Fische werden ausgewählt, ihnen Kopf und Schwanz abgeschmitten und dann werden sie in aufgefälschte Büchsen mit französischer Etiketten verpackt. Erfahrene Hausfrauen, gute Hotels und Restaurants, solche Delikatessgeschäfte wissen sich indeß noch immer zu schützen.

Barbier (zum Laden hereinretend, entsezt): „Wie sieht denn der Herr aus?“ Lehrling (stotternd): „Ach, Meister, Sie blieben so lange aus . . . da habe ich ihm provisorisch die Haare geschmitten!“

Barbier (zum Laden hereinretend, entsezt): „Wie sieht denn der Herr aus?“ Lehrling (stotternd): „Ach, Meister, Sie blieben so lange aus . . . da habe ich ihm provisorisch die Haare geschmitten!“